

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Montag, 24. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELETTITZ

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Wo war sie geblieben? Hinter dem kleinen Hindernis mußte sie doch wieder auftauchen. Aber da strudelte nur eine Schneewolke in die Höhe. Donnerwetter! Er bremste durch Stemmstellung, um sorgfältiger vorspüren zu können, riß die rauchfarbige Brille vom Nasenrücken, denn er hatte gute Augen — aber er sah sie nicht mehr. Donnerwetter! Sein Herz klopfte stark, er fuhr langsamer weiter, nun auch mit den Stöcken bremsend, scharf ausspähend, doch menschenleer lag der Schneeberg vor ihm, die paar Skifahrer, mit denen man oben zusammengetroffen war, hatten nur ihre Spur hinterlassen, die indes der Wind schon zu verwischen begann. Caylus warf einen Blick zum Himmel. Der war noch hell, doch vom Ramm aus konnte ein Föhn sich ankündigen, und das ängstigte ihn. Er spürte die Sorge um Tutta wachsen und suchte dabei nach Beruhigung. Steckte irgendwo eine verborgene Gefahr? Spalten waren hier nicht zu fürchten, aber eine Staublawine war nicht unmöglich — ganz klar über die alpinen Drohungen war er sich auch nicht, er spürte nur, wie sich mehr und mehr sein Herz umschnürte, und ging wieder zu verstärktem Tempo über, umkreiste stemmbogenförmig den kleinen Schneewall — stürzte und versank. Er verlor nicht die Besinnung, empfand auch keinerlei Schmerz, er war nur im Schnee vergraben, der ihm Mund und Augen verklebte, in lockerem Schnee, und ahnte nun: hinter der natürlichen Schanze hatte sich eine Vertiefung gebildet, eine ziemlich tiefe Einsenkung, ein Riß im Gelände — wer wußte, wie das gekommen war! Hol's der Teufel! er wollte fluchen, aber er dachte es nur, denn der Schnee sah ihm zwischen den Zähnen. Mit Händen und Füßen, spuckend und schnaufend, arbeitete er sich empor, griff umher, und wie er so raumerschaffend um sich tastete, fühlte er einen Stoß zwischen den Fingern. Nicht den seinen, es war ein dünnerer durch das Hirn: der Skistock Tuttas! Jetzt hatte er auch den Kopf frei, nur die Mühe verloren, der Oberkörper froh nach, es war nicht schwierig, er schüttelte sich und stieß einen hellen Schrei aus: er sah Tutta neben sich, Beine und den halben Leib noch unter dem Schnee, den Kopf etwas zwischen die Schultern geschoben — schlafend.

Wahrhaftig, sie schlief, vielleicht hatte der jähe Absprung sie betäubt, die Brust hob und senkte sich unter der Last, sie atmete völlig ruhig. Im Weilschen eines Augenblicks zerrte es in seinen Gedanken. Zehn Minuten später, und sie hätte erfrieren können — aber nein, im Schnee Vergrabene halten länger aus — und doch: diese unwiderstehliche Schlaffucht hätte der Anfang des Endes sein müssen. Hastig grub er sie aus, mit zitternden Händen, und dann fiel ihm ein, daß er sie mit Schnee abreiben müsse, so war ja wohl das

Gegebene, und auch Salmiakgeist mußte man ihr unter die Nase halten, den hatte er aber nicht, oder Luft in die Nase blasen, das hatte er auch einmal gelesen — und schließlich riß er das ganze Kind an sich, wärmte es an seinem Herzen, und statt ihr Luft einzublasen, küßte er sie auf den Mund, das war sicher ebenso gut. Ein rauschendes Glücksgefühl erfüllte ihn dabei; das Gefühl, wie unendlich lieb er sie hatte — bedenkenlos in dieser kurzen, beseligten Zeitspanne.

Sie zwinkerte mit den Augen und schlug sie auf, groß und verwundert. „Nanu“, sagte sie und schaute sich um, „was ist denn los?“

Er sprang auf, faßte sie bei den Händen, zog sie auf die feste Schneefläche und musterte sie von oben bis unten. „Alles in Ordnung“, erklärte er. „Sihen die Fuhriemen noch? Ja, tadellos — und nichts gebrochen?“ — Schlage einmal um dich, mach ein paar Freiübungen, befehle dich — tut dir irgend etwas weh?“

Sie tat, wie ihr geheißen, versuchte es auch mit einem kleinen Sprung, wie er zuweilen bei der Fahrt ein-treten konnte, wenn sie gelegentlich durch die Fliehkraft der Ski die Fühlung mit dem Schnee verloren hatte — „All right!“ rief sie. „Und nun sage bloß, Dufel Sixt, was ist mit mir eigentlich passiert?“

„Nichts allzu Schlimmes. Du wolltest mit gewohnter Eleganz den kleinen Schneehügel nehmen und purzeltest auf der anderen Seite in eine Mulde. Da bleibst du auch gleich liegen — vielleicht, weil dir infolge der Erschütterung das Bewußtsein ein bißel durcheinandergeraten war. Es mag ein zarter Ohnmachtsanfall gewesen sein, so etwas kommt ja in den besten Familien vor. Natürlich war ich auf der Suche nach dir und fand dich schlafend vor.“

„Ei nein, Sixtus — schlafend?“

„Ganz fest, mit kleinen niedlichen Schnarchtönen melodisch durchseht. Da kriegte ich es mit der Angst zu tun, denn ich habe mir sagen lassen, daß dem Erfrieren eine überwältigende Müdigkeit voranzugehen pflegt. Gottlob war es ja noch nicht so weit bei dir, aber ich überlegte doch in aller Schnelligkeit die nötigen Hilfsmittel, die man dabei anwenden kann, und da mir nichts Besseres einfiel, gab ich dir einen derben Kuß. Den warst du mir sowieso noch schuldig.“

Sie lachte unbefangen. „Nun kriegst du noch einen“, sagte sie, „weil du mir das Leben gerettet hast.“ Sie rundete die Hände um seine Arme und küßte ihn. Das Wetter war inzwischen unsichtiger geworden. Zwar hatte der Wind sich gelegt, aber das gab keinen Verlaß, weiße Zirruswölkchen krochen über den Himmel, und die Sonne im Westen war eine dunkelrote, kreisrunde Scheibe. Noch konnte man in umdunkelter Ferne die Jungfrau sehen, wie sie hochmütig herabschaute auf das sich küßende kleine Menschengewöl. Angeärgert duckte sich neben ihr der Mönch.

Tutta äugte auf ihre Uhr. „Los“, rief sie, „aber

mit Vorsicht! Der Großvater wartet — und der Himmel steht grämlich aus. Wir müssen uns eilen. Die Spur liegt vor uns, in einer halben Stunde können wir unten sein — in zwanzig Minuten, wenn wir Glück haben . . .“

Sie schossen wieder davon, ohne Kunststücke und unfreiwillige Saltos, auf nun mäßig geneigtem Gang, eine Bruchharschstelle im Schlittschuhbogen umkreisend, und dann weiter in surrender Fahrt. Kein Wort wurde gewechselt bei diesem sturzreien Hinabgleiten, man spannte die Aufmerksamkeit, doch achtete Caylus darauf, Tutta beständig in Sicht zu halten, der nicht immer leicht zu folgen war: neigte der Gang sich etwas stärker und gab vermehrte Fahrt, so sauste sie pfeilschnell voran. Einmal verlor er sie auch aus den Augen, da trieb sie rechts ab, fand sich aber sofort wieder zurück. Alle Müdigkeit war bei ihr verslogen, während er doch schon die körperliche Ausarbeitung zu spüren begann. Nur der Sturm, der durch sein Herz ging, kam nicht aus den Musteln. Es war ein ganz verdammtes Wehgefühl . . . „Sel!“ rief er, „es schneit!“ — Wirklich fielen die ersten weichen Flocken. Sie blieb mit starkem Rud in Bremsstellung stehen. „Sind auch gleich da!“ rief sie zurück.

Tragikomödie des Abschieds.

Man traf doch ein wenig abgespannt wieder in Wengen ein. Der alte Erlau hielt schon zwischen Eismeer und Wengernalp in der Coupéede ein kleines Nickerchen, auch Kimnich war müde vom ungewohnten Sekt, seine Gedanken fuhrwerten durcheinander und suchten nach Rückschlüssen und einem festen Haltepunkt, und wenn ihn Hede von ihrem Platz schräg gegenüber freundlich lächelnd ansah, verfiel er wieder in Berschüchterung und wußte nicht so recht, woran er eigentlich war. Mit dem Mut in der Brust verschmolz ein kleines ängstliches Gefühl vor seinen kommenden Laten. Caylus saß eingeklemmt zwischen einer englischen Dame, die einen Roman las, auf dessen farbigem Umschlagbild ein Konstabler einem sehr feinen Herrn den Revolver vor die Brust hielt, und einem kleinen Sachsen, der unaufhörlich sprach, ohne daß jemand ihm antwortete. Auch Caylus war wortfarg und sah ernst aus. „Herrschaften, was seid ihr langweilig“, sagte Tutta, „gute Nacht!“ — und dann lehnte sie sich zurück und machte die Augen zu.

Aber alles fuhr in die Höhe, als der Zug in Wengen hielt, und kletterte aus dem Wagen. Erlau gab Tutta einen Kuck. „Ich meinerseits geh' in die Klappe“, sagte er, „Caylus kann dich nach Hause bringen. Caylus, nehmen Sie sich der Tutta an, liefern Sie das Mädel pflichtmäßig ab. Ach so, Fräulein Hede, Sie haben ja denselben Weg. Na, denn man los! Der Herr Regierungsrat kann die Kolonne anführen . . .“

Die Kolonne teilte sich, das hatte man im Gefühl. Caylus schritt mit Tutta voran, Hede mit ihrem Anbeter folgte fünfzig Schritt hinterher. Es war mondhell, die Dorfstraße noch belebt, der Weg zu den Bergvillen einsam.

„Du bist so still, Onkel Sixtus“, sagte Tutta, „War es zuviel für dich?“

„Ja und nein. Das kannst du nicht verstehen.“

„Ich werde mir Mühe geben, aber dann mußt du dich klarer ausdrücken . . .“ Sie schob ihren Arm unter den seinen . . . „Also, nun rede verständlich, Sixt.“

„Verständlich würde mir leichter fallen als verständig“, entgegnete er. „Verständig sein heißt sachlich sein. Sachlichkeit ist für einen Menschen von Phantasie aber ein unangenehmer Begriff. Du bittest ja auch nur um Verständlichkeit. Das ist etwas anderes, verlangt aber doch die Fähigkeit des Verstehens, und da kommt es denn vor, daß der Mensch zuweilen sich selbst nicht versteht.“

„Und“, erwiderte Tutta, „auf eine einfache Anfrage hin mit einer philosophischen Soße antwortet. Ich wollte nur wissen, warum du auf einmal so still geworden bist. Vielleicht bloß deshalb, weil du dich selbst nicht verstehst?“

„Ach Gott, ja, Tutta, das könnte schon möglich sein. Wer ist sich denn überhaupt völlig klar über sich. Bist du es?“

„Darüber müßte ich erst nachdenken. Ich glaube aber, so eine höchsteigene Durchprüfung hat ihre Schwierigkeiten. Viel herouskommen würde sowieso nicht. Da lasse ich es schon bleiben.“

Caylus schwieg. Der Weg machte jetzt eine steilere Biegung. Durch das gelbe Mondlicht bligten am Berghang ein paar rötliche Fensterscheiben.

„Glaubst du, daß der Mond bewohnt ist?“ fing Caylus wieder an.

„Wahrscheinlich nur von Mondälbern. Onkel Sixtus, was stellst du für alberne Fragen!“

Er nickte. „Ja, ich fange an, albern zu werden. Bei Verliebten tritt diese Erscheinung manchmal ein.“

Nun gab es einen Rud in ihr. „Jetzt wird es interessant“, sagte sie. „Bist du verliebt?“

Er seufzte zustimmend.

„Und in wen?“ „Kann ich dir nicht sagen.“

„Etwa in Hede Stetten?“

„Nein, die hat ja schon ihren Berliner.“

„In wen denn sonst? In eine aus der Pension? In eine, die ich kenne?“

Sie war sehr neugierig. Es war ein anregendes Thema. Aber Caylus suchte rasch nach einem Rückzug. Das Herz war ihm auf die Zunge getreten. Die Stimmung der Mondnacht kam hinzu, und ein uralter Zauber, der jung und frisch neben ihm schritt.

„Tutta“, sagte er, „man soll nicht alles aussprechen, was man fühlt. Man soll auch den Mund halten können. Jetzt rede ich verständlich, weil ich verständig sein will. Ich reise morgen früh ab.“

„Herrje“, rief sie, „und mein Bild? Du wolltest mich doch malen?“ „Ich komme wieder, Tutta.“ „Wann?“

„Weiß ich noch nicht. Aber ich komme wieder.“

„Robin reist du? Nach Interlaten?“

„Durch Interlaten muß ich sowieso.“

Sie standen jetzt in der Nähe der Pensionsvilla. Tutta hielt Caylus an den Armen fest. „Ich denke mir“, sagte sie, „daß du in Interlaten Aufenthalt nehmen wirst. Sixtus, Onkel Sixtus, jetzt weiß ich es: du hast dich von neuem — nein, du bist noch immer in meine Mutter verliebt! Oder so wird es sein: die Flamme war nach langer Trennung schon ein bißchen zusammengejunten, aber als du neulich bei ihr warst, ist sie wieder hoch, hoch in die Höhe geschlagen. Ein ganzer Roman, ein Roman des Herzens — ja, Sixtus?“

Sie sah ihn triumphierend an, und ihr Blick verwirrte ihn, daß er fast die erzwungene Ruhe verlor. „Also ja“, stammelte er und nickte wieder froh, froh über den Ausweg, „deine Mutter — sie ist heute noch meine Grittie — und wenn . . .“ Er brach ab, die Leuchtkraft ihrer Augen durchrieselte ihn . . . „Du hast ganz die Augen Gritties“, fuhr er fort, mit fast flüsternd werdender Stimme, „dunkelgrün und goldig, und jetzt seh' ich auch ein hochrotes Pünktchen, wie bei ihr . . .“ Tutta, wir müssen Abschied nehmen. Addio, Kind!“

Auf Wiedersehn, Sixt, auf baldiges Wiedersehn! Ich halte dir den Daumen für Interlaten — ich will mal versuchen, für dich zu beten . . .“ Sie umschlang ihn und wollte ihn küssen. Aber wie er sie nun so fest an seine Brust nahm, spürte sie in seinem Ruck mit ungeheurer Stärke das Unbekannte des Bewußtseins einer höheren Macht, einen jähren Erregungszustand ihrer Nerven wie einen unmittelbaren Sinnesausdruck. Hastig riß sie sich los, rief noch einmal aus halb-erstickter Kehle „Wiedersehn!“, lief weiter, blieb schwer atmend vor der Gartenpforte des Hauses stehen und preßte die Hände auf ihr Herz. Herrgott, was war ihr nur? Er hatte sie geküßt — wie schon ein paarmal — was weiter? — Nun fielen seine Küsse ihr ein — der erste gestohlene, der in der Waisenhausstraße, der in der Schneemuße, der von vorhin . . . „Sixtus“, sprach sie ganz leise vor sich hin — und erschauerte. Die drei Küsse brannten noch einmal auf ihren Lippen. In diesem Augenblick hätte sie heulen können. Warum? „Reflexbewegung“, antwortete ihre Klugheit.

(Fortsetzung folgt).

Spitwags 2.

Stimme von Hermann Nies-Westerheide.

Spizweg hatte noch den dünnen Klang der Zither im Ohr und im Herzen, als er die drei steilen Treppen zu seinem Heim im Hasenmüllerschen Hause auf dem Münchener Heumarkt emporstieg. Er kam von einem Besuch bei seiner Nichte Anna Frant, geborene Bronberger. „Ein prächtiges Mädel, das Mädchen“, schmunzelte er, und dann summite er das Frühlingslied vor sich hin, das er vor Jahren einmal der Anna gewidmet und das die ihm jetzt so gar allerliebste vertont hatte:

"Ost hab i mir denkt scho,
"Nöcht' a Mailäfer sein
Und so umadum surren berfa
Zim Maisonnenschein."

Aber plötzlich gab es ihm einen Stich, und er blieb schwer atmend auf halber Höhe der Treppe stehen. Das Herz wollte so recht nicht mehr mit. „Hat sich was mit Matläser und Raifonsmenschein und umadum surren“, brummelte er, „is halt Herbst worden und heißt bald Abschied nehmen.“ Er war froh, als er endlich seine Behausung erreicht hatte. Rasch tauschte er den Ausgehjang mit dem Schlafrock, zog die Füllschuhe an und ließ sich mit leisem Seufzer auf dem gichtbrüchigen Sofa nieder. Das ächzte unter der leichten Last.

Das achte unter der leichten Datt.
Ein später Septembertag ging zur Rüste. Letzte Sonne
erfüllte den Raum mit spärlichem Licht. Noch lagen Giebel,
Dächer, Erker und Türme, deren Anblick Spivweg von seinem
Atelierfenster aus so oft zu stiller Schöpferfreude angeregt hatte,
im Glanz des scheidenden Tages. Spivweg wandelte plötzlich
die Luft an, ein neues Bild zu beginnen, hatte er doch sein letztes
Werk, das Wirtshaus mit dem Reiter, erst vor einigen Tagen
an den Herren Privatier Bötter verkauft. Aber ebenso rasch
gab er sein Vorhaben wieder auf: Das Licht reichte nicht mehr aus...
ja, seine Schaffenskraft auch nicht mehr so recht. Er war müde
geworden, lebensmüde...
...dann mit einem kleinen Erschreden

Aber da er dies noch eben mit einem kleinen Erschreden dachte, fiel sein Blick auf ein Zettelchen, Entwurf eines Briefes an seinen Freund Friedrich Pecht mit Datum vom 17. September 1885. Raun eine Woche war's also her — was hatte er denn da an den Pecht geschrieben? „Zu Fenster-Paraden und zu allerlei Liebestechelmehdel sagen wir resigniert A. D.; aber die Liebe zum Leben mögen wir nie verlieren bis ganz zu allerletzt.“ Dieser Lebenswille noch vor einigen Tagen — und jetzt solche Abschiedsstimmung? War sie eine Vorahnung des Kommenden, dieses „Zu allerletzt“?

Leise zitterte Spitzwegs Hand, als er nun zum Gänsekiel griff; wie von selbst flossen dem Sinnennden die Verse in die Feder, Niederschlag der Gedanken dieser Stunde:

Die gelben Blätter schaukeln
Im Sonnenstrahl, dem fahlen,
Nicht Amoretten gaukeln
Wie Anno dazumalen.

In warmer Ofennähe,
Füßschuhe an den Füßen,
Erwart' ich still und läche,
Was bald wird kommen müssen.

Doch will getrost ich wandern,
Und wird der Vorhang fallen,
So gönn' ich gerne andern,
Den Frühling neu zu malen." —

Dämmerung fiel in den Raum, eine aus Schwarz und Rot geflochtene Dämmerung. Spitzweg hatte diese Zeit zwischen Tag und Traum immer besonders geliebt. Er horchte verhalten in sich hinein; gute, liebe Stimmen aus der Vergangenheit hielten stille Zwiesprach mit ihm. Und in diesen Dämmerträumen zog es an seinem inneren Auge noch einmal vorbei, das Heer der fröhlichen und kühnwunderlichen Gestalten, denen er auf der Heimward unvergänglich's Leben gegeben: die Schildwachen und Mägde am Brunnen, die Sonntagsjäger und Nachtwächter, die Kinder im Walde und badenden Nymphen, die Brieffräger, Bettelmusikanten, Hochzeiter und Balletteusen, die verliebten Provvisoren, Hexenmeister, Alchimisten, Rasthausfreunde, Mönche und Poeten, und ihm schien, als ob sie ihn alle noch einmal mit einem vertrauten Lächeln grüßten. O, sie waren seine guten Freunde geworden, die Hexenmeister wie die Mönche, und es lag wirklich nicht an ihnen, wenn sie ihn hin und wieder auch einmal Kummer bereitet hatten. Es war nicht Schuld des armen Poeten, daß ihm von seinen Münchener Landsleuten so engstirnige Abwehr widerfahren, nicht Schuld der hofensludenden Schildwache, daß sie, zu einer Nürnberger Verlosung angelauft, ausgerechnet von der Vorsteherin eines Dessauer Mädcheninstituts gewonnen werden mußte, die das Bild aus Eitelkeitsgründen entrißet ablehnte. Wenn er das Werk wenigstens schon beinkleinbähende Schildwache gekauft hätte! —

Und neben die Schöpfungen seiner Phantasie traten die Gestalten von Fleisch und Blut, die richtungsgebend für sein Leben

Waderen Treiben, mit denen er so oft in schmerzlicher Aufrichtigkeit
und disputiert. Auch sie erschienen mit einem stillen, lieben Lächeln,
Clara Lechner, die hübschere Tochter des älteren Fischermeisters,
deren früher Tod die Ursache gewesen, daß Spitzweg als Einspänner
durch das Leben zog. So hatte er die Einsamkeit gar wohl gekannt
und neben hohen Freuden auch bitteres Leid kosten müssen —
aber besah man's recht! Der große Apotheker da droben hatte
ihm in der Retorte des Lebens einen Trank gemischt, für den
dankebar zu sein er gewißlich alle Ursache hatte. Stille und Dunkel-

banbar zu sein, er gewöhnte sich an die tiefen Schatten; Stille und Dunkelheit füllten den Raum. Spätweg lauschte auf den Takt seines Herzens, und im verblühenden Bewußtsein spürte er kaum noch, wie das Fieber schwächer und schwächer wurde, gleich dem unregelmäßigen Flügelschlag eines todmatten Vogels. So ging er kampflustig und schmerzlos ein in die große Stille.

Die Freunde, der Musiker Lachner und der Maler Grünher, die den Meister zu einem morgendlichen Blauesstündchen wieder einmal aufsuchen wollten, fanden den Alten, von Urwälderhaushalt umgeben, zusammengefunken im Sofa mit einem ganz kleinen, aus Güte, Beisheit und Ironie seltsam gemischten Lächeln auf den Lippen. Unter dem Atelierfenster lagen noch, getrocknet zum Wiedergebrauch, mehrere stark angerauchte hölzerne Zigarettenspitzen. Der Spitzweg Carl war immer ein parlamenter Haushalter gewesen. Da sie nun aber in ehrfürchtigem Leid näher traten, sahen sie auf dem kleinen Tisch vor dem Sofa unter der Blechlampe mit dem grünen Schirm ein Zettelchen, bedeckt mit Spitzwegs zierlich-trauer Schrift. Und es ward ihnen gar eigen ums Herz, als sie nun des Meisters letztes Bekenntnis lasen, ein Bekenntnis der Zuversicht, das mit dem gelben Blättern begann und mit dem Frühling endete.

Lange standen sie in schweigender Ergriffenheit. Und sie sahen: Der hier von ihnen gegangen aus dieser furiösen Welt, war nicht nur ein Maler gewesen von meisterlichem Grabe und ein Mensch von seltenster Lauterkeit des Charakters, sondern der letzte große Repräsentant einer Epoche, die in Lärm und Hast der neuen Zeit unterging. Das deutsche Wiedermeier schied mit Spitzweg aus der Welt.

Bann würde der kommen, dem es vergönnt sein sollte, den Frühling neu zu malen — einen neuen deutschen Frühling?

Stoßel, der Großnecht.

Skizze von F. Schröghamer-Heimdal.

Auf dem Hurnausshof haben die Hurnausfischen Geld in Strampfen und Strohhäfen gehäuft wie die Hamster. In den alten Truhen lagen noch Goldschätze aus der schönen Friedenszeit, ungerechnet die braunen Tausender und die Papiermilliarden aus der Inflationszeit, die ganze Waschkörbe füllten. Ihnen gestellten sich in der Folge die neuen Rentenmarkscheine, schön in Bündel gefaltet, und die ansehnlichen Silberlinge der Reichsbank, die in ihrem Glanze immer wieder das Erböthen der Hurnausfischen waren.

Dazu haben die Hurnausischen einen Grundsatz, den sie ihrem einzigen Kinde, der Zoni, immer wieder einschärften: „Dienbl, halt das Geld und die Sach' beisammen, wenn wir einmal nicht mehr sind! Und trau, schau, wem! Die Hochzeiter werden dir einmal alle Türen eintrennen, aber merkt dir's, ein jeder hat's auf dein Geld abgesehen. Schau auf dich und laß dich nicht einfangen von so einem Affen, der dir ein schönes Gefriß hutmacht!“

Und so kam halt die Zeit, da Loni in die Lage versetzt ward, den oft gehörten ersten Grundsat in die Tat umzusetzen. Die Hurnausischen hatten nämlich das Zeitliche geegnet und der Loni als Alleinerbin den Hof und das viele Geld hinterlassen. Loni stand schon in reiferen Jahren, in denen man mit Dummheiten nicht so eifertig ist. Sie hatte bald Gelegenheit, den vererbten Grundsat gehörig zu handhaben. Denn schon beim Leichenbegängnis und hernach beim Trauertunk in dem Wirtshaus wurden ihr allerlei unverblämte Andeutungen gemacht, daß der Hurnaushof einen Herrn brauche. Wie aber die Trauerzeit um war, wußte sich die gute Loni der zahlreichen Freier, die es selbstverständlich alle nur auf ihr Geld und Gut abgesehen hatten, kaum mehr zu erwehren.

So war sie trotz des schönen Grundsatzes in einer bedauernswerten Lage. Sie würde ja gern heiraten, aber nicht den Nächsten, sondern den Würdigsten, der ihr ein Herz voll Liebe entgegenbrachte, dem sie die Hauptfische, Geld und Gut aber Nebenjagde war. Wie aber den herausbringen? —

In einer guten Stunde kommt ihr ein rettender Einfall, wie denn Frauenherzen in solcher Lage immer besonders erfindungsreich sind. Sie läßt durch Botenweiber wie auch durch ihren Großnecht, den Stoffel, die betrübliche Nachricht verbreiten, ihre Eltern hätten ihr nur einen kümmerlichen Pfllichttheil vermacht, den Hof aber, das Geld und die viele Sach' zu frommen, wohlthätigen Zwecken gestiftet ...

ist aber dasjenige, was die meisten Menschen nicht bemerken, nämlich die alten Durnausfäden zu machen, die in ihrem Reid der einzigen Tochter nicht einmal einen Hochzeiter gönnten. Denn welcher Bauernknecht fährt eine überflüssige Schachtel, die nichts mitbringt, als Herrin auf seinen Hof?

Die Wirkung dieser Botschaften ist verblüffend.

Keiner der vielen Freiverber läßt sich mehr bliden. Auf dem Kirchweg weichen sie ihr aus wie einer Herde. So weiß sie denn mit aller Untrüglichkeit, wie wahr der schöne Grundfab ihrer verewigten Eltern ist und daß kein Würdiger im Lande wohnt, der ein Herz voll Liebe für sie hat.

„Armes Häscherl“, tröstet sie Stoffel, der Großknecht, in ihrer Traurigkeit einmal, „seht siehst es, was die Bauernhammel wert sind. Zuerst haben sie Lär und Lör eingebracht wegen dem Hof und dem vielen Sach“ — und jetzt, weil sie wissen, daß du so gut wie nichts hast, jetzt vertriehen sie sich wie die Grillen bei einem Gewitter. Aber einen, Loni, gibt's doch noch, der's ehrlich mit dir meint. Der hat bisher brav sein Maul halten müssen, weil er bloß ein Knecht ist. Jetzt aber darf er reden. Was war's denn, Loni, wenn wir zwei uns zusammentäten? Das Geld anbelangt, hab ich auch soviel im Strumpf wie du. Da sind wir gleich und quitt. Und was das andere ist, die Lieb', die hab ich schon alleweil im Herzen für dich, Loni, nur für dich. Mein Lebtag hab ich noch an keine andere gedacht, darfst mir's ehrlich glauben. Aber wenn man halt bloß ein Knecht ist und das Maul halten muß in solchen Sachen ...“

Weiter kommt der gute Stoffel nicht. Denn die Loni hängt ihm schon am Halse und busselt ihn her, wie nicht geschiedt, ihn, den Einzigen, Würdigen, dem sie die Hauptsache, Geld und Gut Nebenache ist.

Einige Wochen später feiern die Loni Hurnaus und der Stoffel, der Großknecht, eine zwar stille, aber um so freudigere Hochzeit. Wie sie dann abends auf den Hof zurückkommen, vertraut die glückliche Loni dem nicht minder glücklichen Stoffel ein allerliebste Geheimnis an: „Jetzt, lieber, liebster Stoffel, darf ich es dir ja sagen, nachdem sich deine Liebe zu mir so großartig bewährt hat. Sieh, du hast mich nicht um Geld und Gut gefragt, hast mich einfach genommen, wie ich bin, um meiner selbst willen, aus purer Herzensliebe. So wisse denn: Das mit dem schriftlichen Testament ist gar nicht wahr. Das habe ich nur austreuen lassen, um den Würdigen zu erproben. In Wirklichkeit gehört mir der ganze Hof, die ganze Sach' und das viele Geld in Etrümpfen, Strohsäcken und auch in den alten Truben, alles, alles gehört mir und dir, lieber, liebster Stoffel. Das schriftliche Testament war nur eine schlaue Erfindung von mir ...“

„Das hab ich schon lang gewußt, liebe, liebste Loni“, erwidert der glückliche Stoffel mit aller Seelenruhe und Gelassenheit.

„Wieso konntest du das wissen, lieber, liebster Stoffel?“

„Na ja — wo soll denn ein schriftliches Testament herkommen? Der alte Hurnaus selig hat ja gar nit schreiben können.“

Womit zur Genüge bewiesen sein dürfte, daß Stoffel nicht nur ein guter und getreuer, sondern auch ein sehr kluger und sachverständiger Knecht war, der jetzt als Herr des Hurnaus-hofes solch lobenswerte Eigenschaften erst recht mit Erfolg betätigen wird.

Welt u. Wissen

Wie scharf ist ein Rasiermesser? Bisher besah man noch kein brauchbares Maß für die Schärfe einer Messerschneide und kein Verfahren, um die Gestalt und Form einer Schneidenkante genau festzustellen. Niemand konnte also exakt angeben, wie scharf sein Rasiermesser ist, sondern man mußte dies dem Gefühl überlassen. Um nun die Qualität von Rasierklingen ganz genau zu ermitteln, hat Dr. G. Schmeitz ein Verfahren ausgearbeitet, nach dem auch die schärfste Klinge gemessen werden kann; er berichtet darüber in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“. Seine Meßmethode beruht auf der Tatsache, daß eine Klinge umso schärfer ist, je weniger sich ein aufgelegtes horizontales Gewicht dreht, wenn man zugleich die Schneide dreht. Natürlich ist der Schärfe einer jeden Schneide eine gewisse Grenze gesetzt, denn ihr Radius kann nicht kleiner werden als der Radius eines Atoms, der etwa 0,000 0001 Millimeter beträgt. Aber diese natürliche Grenze herunterzukommen, ist bisher auch bei den schärfsten Kristallanten nicht gelungen. Der Radius der schärfsten Klinge, die nach diesem Verfahren gemessen wurde, setzte sich noch immer aus 500 Durchmessern eines Eisenatoms zusammen. Bei der Messung verschiedener noch ungebrauchter Rasierklingen ergab sich, daß diese je nach ihrer Güte Radien

von 1 bis 1000 Atomen betragen. Die Messung kann so genau erfolgen, daß sich schon die Abnutzung der äußersten Kante um die Ausdehnung eines einzigen Atoms nachweisen läßt. Auf Grund dieser Untersuchungen hat der Verfasser festgestellt, daß das Rasieren nicht auf einem Sägen, sondern auf einem Schneiden der Haare beruht. Eine Klinge schneidet umso besser, je kleiner der Radius ihrer Schneide ist. Um ein Haar von seiner Wurzel zu trennen, muß ein Festigkeitsgefüge zerstört werden, das für jedes Haar mit etwa 5 Kilogramm 2 Millimeter angegeben werden kann. Diese Festigkeitsgrenze muß durch erhöhten Druck an der betreffenden Stelle überschritten werden. Das erreicht man beim Rasieren nicht durch Anwendung großer Kräfte — das wäre zu schmerzhaft — sondern durch die Möglichkeit, bei relativ kleiner Kraftanwendung einen großen Druck zu erzielen, indem man die Angriffsfläche möglichst klein macht. Daraus erklärt sich die Wichtigkeit der ganz schmalen Schneide. Wenn sich das Messer abnutzt und die Ausdehnung der Kante zunimmt, dann übertrifft die beim Rasieren aufgewendete Kraft nicht mehr den Widerstand der Haarwurzel in der Haut und das Haar legt sich um: es wird beiseite gedrückt und nicht abgeschnitten. Man kann dann keine schneidende Wirkung mehr hervorbringen, wenn man nicht jedes Haar einzeln festhalten wollte, und das würde das tägliche Morgen-Rasieren außerordentlich verlängern!

Die ruhelosen Pharaonen-Mumien. Die Pharaonen, die in so einzigartiger Weise für ihr Schicksal im Jenseits vorgesorgt zu haben glaubten, haben nicht vorher gesehen, welchen Beunruhigungen sie sich durch ihre vortreffliche Mumifizierung aussetzten. Die Pharaonen-Mumien, unter ihnen die berühmte des Tutanchamon, hatten nach der Vertreibung aus ihren Gräbern eine neue Unterkunft im Museum von Kairo gefunden. Aber an dieser Stätte, an der sie nur durch die Neugierde der vielen Besucher beunruhigt werden, durften sie nicht bleiben, sondern sind in letzter Zeit mehrfach „umgezogen“. Der Grund dafür ist in den politischen Verhältnissen Ägyptens zu suchen. Als die nationalistische Partei in dem Nil-Lande regierte, hatte man dem hochverdienten Staatsmanne Jagul-Pascha die Ehre eines eigenen Mausoleums zuerkannt. Aber als die Nationalisten die Macht verloren und der Regierung Jedd-Paschas weichen mußten, änderte sich die Lage. Das Mausoleum war unterdessen errichtet worden und harrte der Aufnahme der Leiche. Doch die Witwe Jaguls erklärte, daß sie unter einer Regierung, die den Anschauungen ihres verstorbenen Gatten widerspräche, auf seine Beisehung in dem Mausoleum verzichte. Die prächtige und geräumige Grabstätte war also für andere Zwecke frei, und Jedd-Pascha beschloß daher, die Pharaonen aus dem Museum in Kairo hierher zu bringen und ihnen damit einen würdigen letzten Ruheplatz zu gewähren. Aber der Mensch denkt, und das Schicksal lenkt. Das Mausoleum erwies sich als feucht und so kalt, daß die kostbaren Mumien in ihrer Erhaltung gefährdet waren, und so brachte man sie in aller Stille nach und nach wieder in das Museum zurück. Dann aber trat ein Sachverständiger auf, der nachwies, daß das Mausoleum Jaguls durchaus geeignet sei, um Tutanchamon und seine Kollegen zu beherbergen. Daraufhin mußten die Mumien die Reise nach dieser Grabstätte wieder antreten. Jetzt hat sich nach 3 Wochen, wie ein französisches Blatt aus Kairo berichtet, die Kasse in so heftiger Weise eingestellt, daß man die Pharaonen von neuem fortgebracht hat, und sie befinden sich wieder im Museum, wo sie hoffentlich endlich Ruhe finden werden.

Eine neue Erklärung des Namens Amerika. Bisher nahm man an, daß der Name Amerika von dem deutschen Gelehrten Walthemüller nach dem Vornamen des Italieners Amerigo Vespucci gebildet wurde, den er für den Entdecker des Festlandes von Südamerika hielt. Nun glaubt aber ein englischer Historiker, der die Archive der Stadt Bristol durchstudiert hat, eine andere Ableitung für den Namen gefunden zu haben. Er entdeckte nämlich eine Anzahl Urkunden aus den Jahren 1496 bis 1499, aus denen hervorgeht, daß der Zolleinnehmer dieser Stadt namens Richard Amerz der Hauptgeldgeber war, der die Entdeckungsfahrten des Italieners Giovanni Caboto, der auf Englisch John Cabot genannt wird, finanzierte. Cabot, der sich ums Jahr 1490 in Bristol niedergelassen hatte, unternahm bekanntlich eine Entdeckungsfahrt, die ihn 1497 an die Küste Nordamerikas, wahrscheinlich nach Labrador, führte; er hat also das amerikanische Festland noch vor Columbus erreicht. Nach der neuen Annahme würde er den Namen seines großmütigen Geldgebers dem Lande gegeben haben, das er aufgefunden hatte. Vespucci war damals noch ein bescheidener Schiffsproviandmeister und besaß keinen Ruhm.